

## **Veilchen im Moose? Von der (unnötigen) Selbstbeschränkung der Industriesoziologie**

(Beitrag zum „Dialog der Generationen“ am 29./30.4.2005 in München von Nicole Mayer-Ahuja, SOFI)

---

Ausgangspunkt dieses Beitrags sind die subjektiven Erfahrungen einer Arbeitsforscherin, die sich bislang eher zwischen den Disziplinen Geschichte und Soziologie bewegt hat und nun seit einigen Jahren in industriesoziologischen Zusammenhängen tätig ist. Als solche war ich überrascht von der Vielfalt der Methoden und Forschungsergebnisse meiner industriesoziologisch arbeitenden KollegInnen; mir wurde ein ganz neuer Blick auf Arbeit eröffnet, der meine eigene Perspektive beträchtlich erweitert hat. Damit sind wir aber auch schon beim Hauptproblem: Die Vielfalt hat mich überrascht – d.h. die Erkenntnisse der Disziplin haben sich selbst einer ernsthaft auf der Suche befindlichen Arbeitsforscherin nicht allzu brutal aufgedrängt. Als ich nun über meinen Beitrag zu dieser Tagung nachgedacht habe, ist mir ein Poesie-Album-Vers eingefallen, der die derzeitige Situation der Industriesoziologie ganz gut (wenn auch etwas ironisch) beschreibt:

„Sei wie das Veilchen im Moose, bescheiden, sittsam und rein,  
und nicht wie die stolze Rose, die immer bewundert will sein.“

Natürlich wurde dieser Reim nur Mädchen ins Album geschrieben, und ich habe ihn deshalb immer gehasst – aber trotzdem sind damit zwei Punkte angesprochen, die ich gern zur Diskussion stellen möchte: Die Industriesoziologie blüht, sie hat im Prinzip viel zu bieten – aber sie blüht im Verborgenen, erlegt sich eine Selbstbeschränkung auf, die angesichts des wissenschaftspolitischen Fokus auf Förderschwerpunkte sehr gefährlich werden könnte.

Beginnen wir mit dem ersten Punkt, mit der Attraktivität der Industriesoziologie: Selbst als detailverliebte, historisch ausgebildete Quellen-Pedantin bin ich beeindruckt von den empirischen Forschungsprogrammen vieler KollegInnen und der Akribie, mit der Gespräche organisiert, geführt und ausgewertet werden. Dabei ist neben der Industrie längst auch der Dienstleistungssektor Forschungsgegenstand geworden, wenn auch in beiden Bereichen weiterhin eher die qualifizierten Stammebelegschaften als die (an Bedeutung gewinnenden) Ränder in den Blick geraten. Gleichzeitig werden atemberaubende Thesen zur Veränderung von Wirtschaft und Gesellschaft im 20. Jahrhundert oder zur Entwicklung des Kapitalismus formuliert, wobei die Organisation von Arbeit (unter Stichworten wie Flexibilisierung oder Subjektivierung) als Epochenmerkmal dargestellt wird, an dem etwa der Übergang von „Fordismus“ zu „Postfordismus“ abzulesen sei. Das Nebeneinander dieser beiden Zugriffe

bedeutet allerdings in vieler Hinsicht eine inhaltliche Selbstbeschränkung: Das erste Problem besteht darin, dass oftmals keine Vermittlung zwischen den beiden Ebenen stattfindet; die weitreichenden Trendaussagen werden kaum an den beeindruckenden empirischen Fundus industriesoziologischer Forschung rückgebunden, und das kostet Überzeugungskraft. Das zweite Problem ist meines Erachtens eine künstliche Verengung der Perspektive (was letztlich auf alle sozialwissenschaftlichen Teil-Disziplinen zutrifft): Immerhin kann man den Zusammenhang zwischen Veränderungen der Arbeitsorganisation auf Betriebsebene und den „großen“ Entwicklungslinien nur verstehen, wenn man nicht nur den Betrieb in den Blick nimmt, sondern etwa auch die staatliche Wirtschafts-, Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik oder die Haushaltsstrategien von Beschäftigten im Umgang mit Erwerbsarbeit. Das Hauptproblem scheint jedenfalls darin zu bestehen, dass die Gesamtlandschaft von Arbeit letztlich als Mosaik behandelt wird: Die Industriesoziologie sortiert und katalogisiert die Steinchen, oder sie kommentiert aus großer Entfernung den Gesamteindruck des Bildes. Notwendig wäre aber, aus mittlerer Distanz die Konturen und Schattierungen in den Blick zu nehmen. Außerdem ist ein Mosaikbild letztlich statisch – egal, wie weit man davon entfernt ist. Gerade in der heutigen Umbruchsituation geht es aber darum, langfristige Entwicklungstendenzen aufzuzeigen und Sollbruchstellen in diesen Entwicklungen deutlich zu machen, um Aussagen über verschiedene denkbare Zukunftsperspektiven von Arbeit treffen zu können. Deutlich wird das Problem zum Beispiel in Diskussionen zum Anbruch des „Postfordismus“, weil man allzu oft eine grob vereinfachte Folie des „Fordismus“ mit Detailstudien zur angeblich viel diversifizierteren „postfordistischen“ Arbeitswelt kontrastiert. Die Frage, was wirklich neu ist oder was (wie etwa „atypische Beschäftigung“) schon lange existiert, aber heute erst als prägend wahrgenommen wird, gerät dabei ebenso aus dem Blick wie die (durchaus widersprüchlichen) Entwicklungstendenzen innerhalb des „Fordismus“. Stattdessen jagt man Modethemen der Kategorie „Alles neu!“ hinterher und wird letztlich keiner der beiden Konstellationen gerecht, was durch ein etwas historischeres Herangehen vermieden werden könnte.

Damit bin ich bei meinem zweiten Punkt angekommen: bei der wissenschaftspolitischen (Selbst-)Beschränkung der Industriesoziologie. Zunächst haben wir es hier zweifellos mit einer *objektiven Beschränkung* zu tun, denn immerhin hat sich die Disziplin vor allem in den wirtschaftlich stabilen Nachkriegsjahren etabliert, als Staat und Unternehmen sowohl finanzielle Spielräume als auch politisches Interesse daran hatten, Arbeit (damals vor allem Industriearbeit) humaner zu gestalten. Entsprechend waren die empirischen Erkenntnisse und Reformvorschläge von IndustriesoziologInnen in Zeiten von „Wirtschaftswunder“ und Systemkonkurrenz hochwillkommen. Heute hingegen ist die Humanisierung der Arbeitswelt

gegenüber dem drängenden Problem der Massenarbeitslosigkeit in den Hintergrund getreten: Wie genau Arbeit in oder zwischen Betrieben organisiert wird und welche Verbesserungsmöglichkeiten es gäbe, ist ziemlich egal, wenn Unternehmen die Aussicht auf kostentreibende Reformen mit Abwanderungsdrohungen beantworten und die Bundesregierung die Parole ausgibt, dass (fast) jeder Arbeitsplatz besser ist als keiner. Zudem findet allerdings eine *Selbstbeschränkung der Industriosozologie* statt, wenn man sich unter diesen Bedingungen darauf einlässt, möglichst nur Forschung zu betreiben, die unternehmerisches und staatliches Interesse weckt (und deshalb Drittmittel einbringt). Auf dieser Konferenz ist mehrfach der Verdacht geäußert worden, „die Jungen“ seien (leider) pragmatischer als „die Alten“, aber ich möchte doch betonen, dass ich auch als vergleichsweise junge Wissenschaftlerin eine Untersuchung betrieblicher Arbeitsorganisation zum Zweck der Profitmaximierung für wissenschaftlich unbefriedigend und für politisch kaum legitimierbar halte. Zu einem solchen Weg gibt es allerdings zwei (meines Erachtens nur teilweise genutzte) Alternativen: Man kann an Fragestellungen festhalten, die eine humane Arbeitsgestaltung befördern, und zu diesem Zweck industriosozologische Grundlagenforschung betreiben. Da die Arbeitsrealität der meisten Beschäftigten sich gegenwärtig immer weiter vom Ziel humaner Arbeit entfernt (man denke nur an „Arbeiten ohne Ende“ etc.), bedeutet dies vor allem, wissenschaftliche und politische Argumente für diejenigen zu liefern, die (etwa in den Gewerkschaften) Erreichtes gegen Abbauversuche verteidigen. Dies ist eine wichtige Strategie, doch sie bleibt im Wesentlichen defensiv. Die Industriosozologie hätte aber auch die empirischen und theoretischen Instrumente, um endlich wieder in die Offensive zu gehen. Wenn man gezielt längerfristige Entwicklungstendenzen analysieren und unterschiedliche Ebenen der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit in den Blick nehmen würde, könnte man verschiedene Entwicklungs-*Möglichkeiten* der Arbeitswelt skizzieren und konkrete Stellschrauben und Eingriffsmöglichkeiten bestimmen. Solche Forschung wäre für unterschiedliche soziale Kräfte interessant und könnte folglich durchaus Förderer finden – was wichtig ist, weil selbst ein Veilchen ohne „Moos“ nicht blühen kann. Vor allem aber würde sie einen Beitrag dazu leisten, dass neoliberale Ideologie nicht länger mit historischer Notwendigkeit und „gesundem Menschenverstand“ gleichgesetzt wird.

Kehren wir abschließend zurück zum „Veilchen im Moose“, so kann man festhalten, dass dieser Vers wirklich nicht schlecht auf die Industriosozologie passt: Man arbeitet gut, man blüht sogar, aber man blüht im Verborgenen: Es wird sorgfältig geforscht (im Sinne untadelhafter, „reiner“ Empirie), aber man bleibt in den Fragestellungen und im Umgang mit den Ergebnissen zu „bescheiden“, in den politischen Stellungnahmen zu „sittsam“, also im

Einklang mit dem, was unternehmerischen und öffentlichen Drittmittelgebern gerade noch zuzumuten ist. Bewundert (wie die „stolze Rose“) wird man dafür nicht – dabei hätte die Industriesoziologie alle Chancen, aus dem „Schattendasein“ hervorzutreten: Fragen betrieblicher Arbeitsgestaltung gehören in Zeiten von demographischem Wandel und Massenarbeitslosigkeit (etwa unter dem Stichwort Arbeitszeitverkürzung) ins Zentrum wissenschaftlicher und politischer Debatten. Die Fragestellungen, an die man sich auf dieser Konferenz augenzwinkernd erinnert, stehen gerade heute wieder auf der Tagesordnung: So titelt die „Zeit“ vom 21.4.2005 „Zurück zum Klassenkampf“, weil sich die sozialen Widersprüche unübersehbar zuspitzen; Heiner Geißler empfiehlt der CDU, in Abgrenzung von Müntefering eine „solide Kapitalismuskritik“ zu vertreten, und auch die gestern geäußerte Einschätzung, für Studien über Arbeiterbewusstsein hätte man allenfalls angesichts der spontanen Streiks der 1970er Jahre Fördergelder erwarten können, überzeugt mich nicht – immerhin hat die Sorge um den Erhalt des „sozialen Friedens“ inzwischen Kirchen, Parteien und sogar das Topmanagement (etwa von Porsche) erfasst, und politische Unruhen gelten in Zeiten von weiter wachsender Massenarbeitslosigkeit und Reformen in „Hartz IV“-Qualität nicht länger als ausgeschlossen. Kurz: Die Themen, die Industriesoziologie in ihren Blütejahren geprägt haben, kommen zurück – aber die Zunft scheint es nicht zu bemerken. Auch die Politische Ökonomie wird stillschweigend als einigende theoretische Grundlage vorausgesetzt, aber weder bekennt man sich offensiv zu ihren Vorzügen, noch entwickelt man sie gezielt weiter – vielmehr debattieren wir ernsthaft, ob man nicht doch mehr auf „Rational Choice“-Ansätze zurückgreifen sollte. Das Hauptkriterium für die Qualität einer Theorie ist nun aber ihr Beitrag zum Verständnis der Wirklichkeit, und in diesem Sinne bin ich jederzeit dafür, theoretische Zugriffe zu prüfen und zu erweitern. Aber gerade heute können wir nicht großzügig auf das theoretische Instrumentarium verzichten, das die Industriesoziologie bisher geprägt hat und das man heute dringend für eine adäquate Kapitalismuskritik braucht.

Viel zu tun also, auch und gerade für die Industriesoziologie – aber um diesen Aufgaben gerecht zu werden, muss die Disziplin sich selbst überzeugen, dass sie speziell heute Wichtiges zu sagen hat. Um überhaupt bemerkt zu werden, muss die Selbstbeschränkung aufhören. Und auch das Augenzwinkern können wir uns nicht leisten. Immerhin erleben Arbeitende derzeit einen Abbau von Sicherheitsstandards und Rechtsansprüchen in den Betrieben sowie in Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik, den man ein paar Jahrzehnte lang nicht mehr für möglich gehalten hätte. Das ist absolut nicht die richtige Zeit für eine „Pazifizierung“, wie sie auf dieser Konferenz als Merkmal der aktuellen Phase der Disziplin-Entwicklung diskutiert worden ist. Die Industriesoziologie hat Erfahrung mit den heute

wieder aktuellen Fragestellungen, und sie hat das theoretische Werkzeug, mit dem man sie bearbeiten kann. Aber denken wir noch einmal an den Blumen-Vers: Die stolze Rose hat Stacheln – die Industriosozilogie der Zukunft braucht sie erst recht!